

Die Musikerin und Autorin Lena Avanzini studierte einige Jahre in den Niederlanden und lebte dort auf einem Hausboot, bevor sie in ihrer Geburtsstadt Innsbruck sesshaft wurde. Ob im heimischen Keller, im Zug oder in einem »bruin café« in Amsterdam, das Morden geht ihr überall flott von der Hand. Da sie sich in der Wahl der Waffen auf Worte beschränkt, ist sie bisher straffrei ausgegangen.

LENA AVANZINI

Amsterdam, blutrot

AMSTERDAM KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

Für Cornelia,
zur Erinnerung an unser Amsterdam-Abenteuer,
eine vergebliche Suche
und eine unerwartete Entdeckung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: [photocase.com/Francesca Schellhaas](http://photocase.com/Francesca_Schellhaas)
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2015
ISBN 978-3-95451-661-2
Amsterdam Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Beate Riess, Freiburg.

Mit dem Zeigefinger fuhr Aravind über die Kanten des geschliffenen Steins, immer wieder, und fragte sich, wo der Affe im Curry lag. Bis er sich an einer Unebenheit die Haut aufritzte und zugleich die Erkenntnis in ihm einschlug wie ein Blitz in einen tausendjährigen Banyanbaum. Und da wusste er: Sein siebter Fall war noch nicht gelöst, die Geschichte noch nicht zu Ende. Im Gegenteil, sie hielt noch eine unliebsame Wendung parat, wie Shiva, der Schreckliche, der höchste Herr, sie nicht arglistiger inszenieren hätte können.

Jeanne C. Ramant, aus: »Leopardentod. Inspektor Aravind Bhaduris siebter Fall«

Was war das? Ein erstickter Schrei?

Das Liebesgestöhn hat aufgehört, die Stille, die sich wie ein Leichentuch über den Raum breitet, klingt kalt und schaurig.

Er versucht, die Finsternis zu durchdringen.

Da ist etwas. Ein Schatten im Schatten, eine flüchtige Bewegung im Dunkel, weniger als ein Huschen.

Oder spielt ihm seine Phantasie einen Streich?

Doch kaum hat die Westminster-Uhr im Wohnzimmer begonnen, die volle Stunde zu schlagen –

O Lord, our God

Be Thou our guide

That by Thy help

No foot may slide

Dong ...

– schält sich eine Schattengestalt aus dem nächtlichen Schemen der Türöffnung, die vom Schlafzimmer in den Ankleideraum führt.

Für Manou ist die Gestalt zu schlank. Ist es ihr Liebhaber? Oder ... ein Einbrecher?

Noch während er zu erkennen versucht, wer da Schritt für Schritt heranschleicht, ahnt er bereits, dass dieser Moment sein weiteres Schicksal bestimmen wird. Bis jetzt ist es nur ein Gefühl, vage wie die Konturen eines von Alkohol und Medikamenten aufgedunsenen Gesichts. Erst Wochen später – das altehrwürdige Haus Boerhave wie auch er selbst werden nur einen Steinwurf vom Niedergang entfernt sein – wird er an diesen Augenblick zurückdenken und glauben, die alte Uhr habe mit ihrem ersten »Dong« die tragischen Ereignisse heraufbeschworen, wie ein fallender und damit eine Kettenreaktion auslösender Dominostein.

Als die Gestalt das Fenster passiert, taucht sie in den hellen Streifen ein, den das Mondlicht aufs Parkett malt.

Es ist ein Einbrecher. Er trägt Jeans und ein dunkles Kapuzensweatshirt. Den Kopf verhüllt eine schwarze Balaklava, die nicht

nur das Gesicht unkenntlich macht, sondern auch Geschlecht und Alter verschleiert.

Was wollte er in Manous Schlafzimmer? Verwahrt sie ihren Schmuck nicht im Wohnzimmer, im Tresor, der sich hinter Mondrians »Apfelbaum« verbirgt? Und wo bleibt sie eigentlich? Wo um Himmels willen bleibt Manou?

Langsam und lautlos nähert sich das unheimliche Wesen. Geduckt. Lauernd.

Dong.

Es kommt direkt auf ihn zu. Die Schuhe stecken in durchsichtigen Plastikhüllen, als wäre es mit jedem Fuß in einen Gefrierbeutel geschlüpft. Die Hände sind unter Lederhandschuhen verborgen, der rechte Lederhandschuh hält ein Messer.

Es ist ein gewöhnliches Küchenmesser, wie Manous Haushälterin es zum Zerkleinern von Gemüse verwendet. Die Klinge misst achtzehn Zentimeter, schätzt er.

Von der Messerspitze aber tropft eine himbeerrote Flüssigkeit. Kein Fruchtsaft. Während sich wie in Zeitlupe ein Tropfen löst, der Schwerkraft folgt und auf dem geölten Walnussholz des Parkettbodens aufschlägt, fällt ihm, der wie all seine Verwandten ein Faible für Sprichwörter hat, eines ein.

Zugegeben, angesichts der Schicksalhaftigkeit des Augenblicks klingt es banal, dennoch trägt es das Potenzial in sich, zum Sprichwort des Jahres gekürt zu werden:

Nicht alle sind Köche, die lange Messer tragen.

Er kann sich nicht über sein Bonmot freuen, denn das unheimliche Wesen ist bis auf eine Armlänge an ihn herangetreten und starrt ihn durch die Schlitze der Balaklava an, als wolle es in ihn eintauchen.

Ungekante Panik erfasst ihn. Eine Jahrhundertangst. Hilfloos und zur Bewegungslosigkeit verdammt steht er in seiner Ecke, und als die fremden Augen sich in ihn versenken, wünscht er sich, er könne schreien. Oder weglaufen.

Dabei sind diese Augen schön geschnitten, die Iris ist karamellfarben und beinahe durchsichtig. Als hätte Manou den Cognac, den sie sich allabendlich vor dem Einschlafen gönnt, mit der vierfachen Menge Wasser gestreckt. Doch während Manous

Cognac – ob pur oder verdünnt – stets einen warmen Ton annimmt, wohnt in diesen karamellfarbenen Augen Kälte.

Und er, der in den einhundertneun Jahren seiner Existenz noch nie einen derartigen Frost in menschlichen Augen gesehen hat, weiß plötzlich ganz genau, wessen Blut da von der Messerspitze tropft.

Dong.

Die unheimliche Gestalt lässt das Messer fallen. Dann hebt sie den Arm zum tödlichen Schlag.

Ein Zittern durchläuft ihn, obwohl das physikalisch vollkommen unmöglich ist. Es fühlt sich an, als ginge ein Beben durch jede Faser seines Kirschholzrahmens, flösse an den geschwungenen Linien und floralen Jugendstilornamenten entlang und führe zu unnatürlichen Spannungen in der mit Silber beschichteten Glasplatte und schließlich zu einem haarfeinen Riss. Einem unsichtbaren Riss, der sich erst Wochen später – das altehrwürdige Haus Boerhave wie auch er selbst werden nur einen Steinwurf vom Niedergang entfernt sein – zu einem hässlichen Sprung auswachsen wird.

Mit dem vierten und letzten Stundenschlag der Westminster-Uhr lässt die unheimliche Gestalt den Arm auf halbem Weg sinken. Der tödliche Schlag bleibt aus, sie wendet den Blick ab, geht. Taucht ein in den nächtlichen Schemen der Türöffnung, die vom Ankleideraum ins Schlafzimmer führt. Verschwindet in den Schatten, eine flüchtige Bewegung im Dunkel, weniger als ein Huschen.

Nein, seine Phantasie hat ihm keinen Streich gespielt.

Er ahnt den Riss in sich und weiß: Sein Ende ist besiegelt. Das Ende des Standspiegels, Baujahr 1905, entworfen vom legendären Henry van de Velde, seit 1912 im Besitz der Familie Boerhave – ein Ende auf dem Sperrmüll.

So unrühmlich wie unverdient.

Am Fis hätte sie es merken müssen.

Der Ton, den Maximiliane Mikulicz sonst immer dunkelorange und eiförmig wahrnahm, blitzte an diesem Montag im Mai blutrot und scharfkantig vor ihrem inneren Auge auf. Wie eine gut geschliffene Mordwaffe. Eine benutzte Mordwaffe.

Und als der neunjährige Matthijs zum dritten Mal ein Fis spielte, wo ein F vorgesehen war, bohrte sich der blutige Ton in ihren Schädel.

Maxi unterdrückte einen Schmerzensschrei.

Wieder einmal fragte sie sich, ob sie die Eigenheit ihres Gehirns, akustische Reize in bunte Formen zu verwandeln, für eine Gabe oder für einen Fluch halten sollte. An diesem Montag tendierte sie zum Fluch.

Natürlich wusste sie längst, dass es sich dabei nicht um eine farbenfrohe Form von juveniler Demenz handelte, wie sie es als Teenager befürchtet hatte. Eher um ein seltenes Talent, das den Namen Synästhesie trug. Ein halbes Promille der Menschheit war damit geschlagen, es gab die Farbenhörer, die Zahlenspürer, die Formenschmecker und unzählige andere. Maxi gehörte zu den Farbenhörern. Ein Fis – sofern es auf einem Klavier gespielt wurde – sah für sie immer wie ein dunkelorangees Oval aus, nur heute nicht. Heute stach es wie blutriefender, scharfer Stahl in ihr inneres Auge.

Erste Schweißtropfen bildeten sich auf ihrer Stirn. Und spätestens beim siebten Fis hätte sie merken müssen, dass abgesehen vom falschen Ton etwas ganz und gar nicht stimmte, dass etwas Ungeheuerliches in der Luft lag. Dieses farbverschobene Fis war eine Warnung. Zwischen seinen Obertönen hätte Maxi die Botschaft lesen können: *Klavierstunden absagen, Gehörgänge mit Wachs verstopfen, die Jeneverflasche leeren und ab ins Bett!* Als wünschte eine höhere Macht, die beginnende Mordserie, von der Maxi nichts ahnte, ginge an ihr vorbei, während sie ihren Rausch ausschleife, und der im Nebel des Wacholderfusels Gefangenen bliebe es

verwehrt, ihre Füße vor das Visier der Bestie zu lenken, die sich gerade warmmeuchelte.

Aber Maxi merkte nichts. Und selbst wenn sie etwas gemerkt hätte, wäre es ihr unglaublich erschienen, dass das Schicksal – oder irgendein göttliches Wesen – sich ausgerechnet ihres hoffnungslosesten Klavierschülers bedienen würde, um ihr eine Nachricht zukommen zu lassen.

Natürlich versuchte sie, eine Erklärung zu finden. Dass sie den Ton Fis so scharf und blutig wahrnahm, konnte weder am ungeliebten Wochentag noch an ihrem hormonellen Zustand liegen. Sie schob es also auf ihr angeschlagenes Nervenkostüm und den Restalkohol. Nach der gestrigen Weinprobe, die sich bis in die Morgenstunden gedehnt hatte, und dem Streit mit ihrem Freund Jan, dem Weinhändler, war ihr Geduldsfaden schon von Haus aus dünn und ausgefranst gewesen. Matthijs, dieser talentlose Unglücksrabe, hatte ihn endgültig gekappt.

Das Einzige, was sie also bemerkte, war brodelnde, Blasen werfende Ungeduld. Die Ungeduld wandelte sich in Zorn, der Zorn kochte hoch und suchte sich ein Ventil; fand das Ventil.

»F, zum Donner!«, zischte Maxi und malte sich aus, wie sie Matthijs erwürgen, in fingerdicke Stückchen zerschroten und an die Blesshühner verfüttern würde, die tagein, tagaus vor ihrem Fenster patrouillierten. Natürlich war das nur eine makabre Phantasie, die sie in wenigen Minuten bereuen würde, die aber durchaus ihre Berechtigung hatte. Denn so gelang es ihr, ihren Ärger zu kanalisieren. Als einzige reale Handgreiflichkeit erlaubte sie sich, mit dem Zeigefinger dreimal scharf auf das Notenblatt zu klopfen.

Matthijs ließ sich dadurch nicht aus der Ruhe bringen. Er drehte nur den Kopf und sah sie mit hochgezogenen Brauen an.

»Siehst du hier irgendwo ein Fis? Siehst du ein Fis? Na?«

»Glaub nicht.«

»Warum spielst du dann dauernd eins?«

Sein Blick war ein einziger Vorwurf. Maxi entdeckte Enttäuschung und Verwunderung darin und sogar einen Tick Mitleid. Wäre dieser Blick einem Comic entsprungen, hätte in der dazugehörigen Sprechblase gestanden: *Die spinnen, die Klavierlehrerinnen.*

»Letzte Woche hab ich F gespielt, und es war dir auch nicht recht!«

Sie schlug die Hände zusammen. »Das war ein anderes Stück! Ein Stück in G-Dur. Mit Fis vorn dran. Hier haben wir aber C-Dur. Mit ohne Fis, verstanden?«

Matthijs zuckte mit den Schultern.

»Du treibst mich noch in den Wahnsinn!« Sie verdrehte die Augen. »Also gut, spiel's noch einmal. Mit F jetzt, okay?«

Der Junge nickte. Seine Segelohren wackelten ein bisschen, vielleicht aus Abscheu vor der Ungerechtigkeit der Welt, die so viele verschiedene Tonarten kannte. Und wozu? Einzig und allein, um verzweifelte Klavierschüler wie ihn zu quälen. Er rückte den Hocker zurecht, setzte sich kerzengerade hin, krempeelte die Ärmel hoch und starrte mit Todesverachtung auf die Noten.

Dann begann er von vorn.

Der Popsong – eine Kurzfassung von Eric Claptons »Tears in Heaven«, für Klavieranfänger arrangiert, zweistimmig und ohne eine einzige schwarze Taste zu bemühen – klang unter Matthijs' Fingern holprig, unrhythmisch, lustlos und fad. Mit viel Phantasie konnte man die Melodie erkennen. Spannend wurde es, als die kritische Stelle näher rückte. Takt fünf. Zwei aufeinanderfolgende F in Achtelnoten.

Maxi hielt die Luft an. Sie versuchte, den ockerfarbenen Kegel herbeizuvisualisieren, als den sie üblicherweise ein F wahrnahm, als drei Dinge zugleich passierten:

Erstens, Matthijs spielte wieder Fis.

Zweitens, brüllendes Rot flutete ihr Gehirn; eine rote Lache breitete sich vor ihrem inneren Auge aus, nein, ein See, ein blutroter See, der aus scharfkantigen Kristallen bestand.

Drittens, Rudel betrat das Zimmer. Maxis Untermieter trug nichts als eine geringelte Pyjamahose und auf dem Kopf eine Gasmasken, wahrscheinlich ein Erbstück seines Urgroßvaters, der im Ersten Weltkrieg vor Ypern gefallen war. In der Hand hielt er eine Sprühflasche mit einem aufgemalten Totenkopf. Maxi starrte zuerst auf die Maske, dann auf Rudels nackten Oberkörper. Beim Anblick seiner von Gänsehaut überzogenen Hühnerbrust emp-

fand sie so etwas wie Trost. Beruhigung. Das brüllende Rot ebte ab, der Zorn über das falsche Fis verflog, ein Lächeln schlich sich auf ihre Lippen.

Rudel nuschelte etwas Unverständliches.

»Wie bitte? Nimm doch das Ding ab!«

Er schob die Maske über den Kopf und grinste schief. »Kannst du mir dein Haarspray leihen?«

»Mein ... was?« Es sprach für Rudels defizitäres Frauenverständnis, dass er Maxi den Besitz von Haarspray zutraute. Obwohl ihr Kopf einem frisch gemähten Weizenfeld glich, mit dem einzigen Unterschied, dass die Stoppeln nicht blond, sondern schwarz waren; obwohl ihre gesamte Garderobe inklusive Schuhwerk, Duschgel und Zahnbürste in einen kleinen Koffer passte. »Was willst du überhaupt mit Haarspray? Dich als Zombie verkleiden?« Sie malte sich aus, wie Rudel seinen rötlichen Flaum, der sich hinter die ausgeprägte Stirnglatze duckte, stachelförmig auftoupieren würde. Dazu die Gasmasken und das extravagante Beinkleid, und er könnte als untoter Ameisenbär durchgehen.

»Brauch's für die Vergissmeinnicht.« Er lächelte verzückt.

»Damit die Blätter glänzen. Glänzende Blätter sind ein Indiz für die Gesundheit der Pflanzen.«

Maxi verstand nicht viel von Botanik, dennoch bezweifelte sie, dass es sich günstig auf sprießunlustige – um nicht zu sagen marode – Frühjahrsblüher auswirken würde, wenn man die Poren ihrer Blätter mit Haarspray verklebte. Leider hatte Rudel noch weniger Ahnung, obwohl er der leidenschaftlichste Gärtner war, den sie kannte. Gleich nach seinem Einzug hatte er Maxi bekümmert, ihm den Dachgarten ihres schwimmenden Heims zu überlassen, um den sie sich nie groß gekümmert hatte. Bloß einige Töpfe mit Küchenkräutern hatte sie aufgestellt, die auch ohne viel Aufhebens prächtig gediehen waren. Seit Rudel mehrere Stunden täglich mit schweißtreibender Gartenarbeit zubrachte, warf der Rosmarin seine Nadeln ab, die Petersilie war ertrunken, der Thymian vergilbt, und der Schnittlauch kümmernte vor sich hin. Auch den Marihuanapflänzchen, die er für den Eigenbedarf zog, den Wildorchideen, Kugeldisteln und Glockenblumen ging es nicht besser.

Vor zwei Wochen hatte er eine Blechbadewanne aufs Dach geschleppt und Kaukasische Vergissmeinnicht eingesetzt. Damals hatten sie üppig geblüht, eine blaue Pracht, von der inzwischen nichts mehr übrig war. Die Blätter hatten trotz Dünger und regelmäßiger Wasserzufuhr bereits eine kränkliche Farbe angenommen, weshalb Rudel jetzt wohl zu rigoroseren Behandlungsmethoden greifen wollte.

»Du besitzt also kein Haarspray?«, hakte er nach.

»Frag doch Tess. Die hat unter ihren Dosen und Tuben garantiert was Passendes.« Die dritte Bewohnerin der »Waterlelie« jobbte als Model, wenn sie nicht über Horoskopen brütete oder sich ihrem Medizinstudium widmete, und war daher in Sachen Schönheitsmittelchen bestens bestückt. Weshalb Tess zwar im kleinsten Zimmer des Hausboots residierte, aber das ganze Badezimmerregal für sich allein beanspruchte. »Sag, wozu brauchst du eigentlich die Gasmasken?«

»Hab die Basilikumstauden gerade mit Schmierseifenlösung besprüht. Gegen Blattläuse.«

Maxi verkniff sich ein Seufzen. Das Basilikum für ihren Mozarella konnte sie also auch abschreiben. »Und dabei besteht die Gefahr, giftige Dämpfe einzusatmen?«

»I wo. Die Gasmasken sind ja auch undicht!«

Angesichts dieser Logik fiel ihr nichts ein, als den Kopf zu schütteln. Und sie schüttelte ihn gleich ein zweites Mal, als Rudel ihr allen Ernstes einen Joint anbot.

»Prima Gras. Ich dachte mir, du könntest was Beruhigendes gebrauchen. Hast schon ganz rote Ohren.« Er pfiff »Tears in Heaven« mit dem falschen Fis. Zeigte auf Matthijs. Grinste. »Oder hilft es, wenn wir den Zwerg mal ziehen lassen?«

Maxi warf ihren Mitbewohner hinaus. Sie mochte Rudel, mochte die Leichtigkeit, mit der es ihm gelang, sie zum Lachen zu bringen, oft unfreiwillig. Auf Kinder durfte man ihn freilich nicht loslassen.

Lächelnd wandte sie sich Matthijs zu und senkte die Stimme, um ihn in Sicherheit zu wiegen. »Verrätst du mir, was dich diesmal geritten hat, Fis zu spielen? Obwohl wir uns auf F geeinigt hatten?«

Matthijs schwieg. Vielleicht war ihm der neuerliche Fehler peinlich. Vielleicht litt das arme Kerlchen an chronischer Konzentrationsschwäche. Oder hatte er absichtlich ...?

»Machst du das womöglich, um meinen Blutdruck in die Höhe zu treiben? Weil du denkst, ich hätte Kreislaufprobleme?«

»Du würdest auch lieber Fis spielen, wenn das F klebrig ist!«, sagte er. Seine Stimme zitterte vor Empörung.

Maxi stöhnte.

Sie holte ein feuchtes Tuch und wischte damit die Klaviatur ab. Matthijs schickte sie zum Händewaschen ins Bad, danach spielte er den Popsong noch einmal. Nicht weniger holprig, aber diesmal mit F, einem beruhigenden Kegel in lichtem Ocker, der sich dünenförmig hochwölbte und mit seinem Zwillingbruder zur Vision eines Sandstrandes verschmolz.

Als der letzte Ton verklungen war und Matthijs mit schief gelegtem Kopf auf Maxis Urteil wartete, hätte sie beinahe vor Rührung geweint; oder vor Erleichterung; oder aus schlechtem Gewissen wegen der schlimmen Dinge, die ihre Phantasie vor wenigen Minuten mit dem Kleinen angestellt hatte. Natürlich unterdrückte sie den Gefühlsausbruch und schenkte Matthijs stattdessen eine Sammelkarte von Kenneth Vermeer, dem Torwart von Ajax Amsterdam. Zwar besaß er sie bereits, war aber zuversichtlich, Vermeer gegen den Ajax-Stürmer Viktor Fischer eintauschen zu können.

»Bis nächste Woche spielst du die C-Dur-Tonleiter. Mit marmeladefreien Fingern. Und ohne Fis.«

Matthijs nickte.

Als Maxi ihm einen neuen Song aufgeben wollte, verzog er den Mund. »Kann ich bitte eine Sonatine?«

»Ich dachte, du findest Sonatinen langweilig und hörst lieber Pop.«

Er zuckte mit den Schultern. »Schon.«

»Versteh ich nicht. Warum willst du was spielen, was dir nicht gefällt?«

»Sonatinen sind leichter. Man weiß immer, was kommt, und die Komponisten sind alle schon tot.«

Maxi runzelte die Stirn. So viel Empathie mit verblichenen

Tonsetzern hätte sie dem Bengel gar nicht zugetraut. »Wie du meinst. Du musst das Stück üben, nicht ich.«

Matthijs schwieg. Schenkte ihr nur einen verwunderten Augenaufschlag. *Üben?*, schien sein Blick zu fragen. *Das machen wir ja schon in der Klavierstunde!*

Sie hätte wetten mögen, dass Matthijs genau das dachte, und war froh, dass er es nicht aussprach. Zum Abschied drückte sie ihm ihren leichtesten Sonatinenband in die Hand, in dem sie ein Werk von Johann Baptist Vanhal angekreuzt hatte, und atmete auf, als die Bootstür hinter der kleinen Nervensäge ins Schloss fiel.

Ihr knurrender Magen führte sie in die Küche. Im Kühlschrank gähnte Leere. Hinter einer Packung Vanillevla versteckte sich ein Marmeladenglas, in dem ein halb präparierter Froschschenkel in Formalinlösung dümpelte. Vla und Schenkel gehörten Tess, und Maxi hätte nicht sagen können, was sie widerlicher fand, die künstlich schmeckende holländische Interpretation von Flüssigpudding oder das Übungs-Leichenteil. Aber nach zweieinhalb Jahren des Zusammenlebens mit einer Medizinstudentin hatte ihre Ekelschwelle ungeahnte Höhen erreicht. Auch der Plastikbecher mit den wuselnden Marienkäferlarven – eine weitere von Rudels Geheimwaffen gegen Blattlausinvasionen – brachte sie nicht aus der Fassung.

Enttäuscht schloss sie den Kühlschrank wieder. Hinter einer uralten Müslipackung entdeckte sie einen Getränkekarton mit Rote-Rüben-Saft, der noch nicht abgelaufen war. Sie füllte ein Wasserglas zur Hälfte, goss großzügig Jenever dazu, würzte den Mix mit Salz und Pfeffer – fertig war die Bloody Maxi. Damit sie diese selbst kreierte Bloody-Mary-Variante nicht in einen nüchternen Magen kippen musste, vertilgte sie eine Scheibe Weißbrot mit Erdnussbutter.

Das Brot, ein grauweißer, rindenloser, in Scheiben geschnittener und in Zellophan verpackter Quader, besaß die Konsistenz eines Marshmallows, schmeckte nach nichts und war im eigentlichen Sinn auch kein Brot. Maxi hätte den Pindakaas genauso gut pur essen können. Sie wollte aber nicht auf das Ritual des

Aufstreichens verzichten, das ihr angenehme Erinnerungen an die reiche Brotkultur ihrer österreichischen Heimat bescherte – die einzige heimatliche Errungenschaft, die sie vermisste. Von der knusprigen Handsemmel über Schwarzbrot mit knackiger Rinde, vom Salzstangerl, Mohnflesserl, Laugenbrezlerl, Bosniaken, Vinschgerl, Wachauer, Butterkipferl, Müsliweckerl, Striezel bis zum Kornspitz konnte sie alle Geschmacksnuancen beliebig abrufen und sich zum holländischen Einheitsbrot dazu denken.

Den letzten Bissen warf sie aus dem Fenster, einem zerzausten Erpel zu, der ihn in der Luft auffing und verschlang.

Dann der Drink. Maxi zelebrierte jeden Schluck. Und wenn das blutrot mutierte Fis von vorhin sie doch irgendwie irritiert hatte, so löste der Alkohol diese Verunsicherung auf wie Benzin einen Schmutzleck und spülte die letzten Reste speiseröhrenabwärts. Den Kummer über die verhunzten Tränen des Eric Clapton spülte er gleich hinterher.

Bevor das Nachmittagsprogramm mit vier weiteren Klavierschülern über sie hereinbrach, nutzte Maxi die Mittagspause, um im neuen Kriminalroman ihrer Lieblingsautorin Jeanne C. Ramant weiterzulesen. Am Vorabend hatte Jan sie zur Verkostung eines exquisiten Rotweins überredet und dadurch von der Lektüre abgehalten. Jetzt wollte sie endlich wissen, wie Aravind Bhaduri, Inspektor der Mumbai Police, seinen siebten Fall lösen würde, der im Augenblick ziemlich verfahren war, da Aravinds rechter Unterschenkel zwischen den Kiefern eines Leoparden steckte. Genüsslich strich Maxi über die Seiten des Buches.

Sie las, wie Aravind unter seiner Panik hinwegtauchte und in den Schmerz hineinatmete, wie er den Leoparden hypnotisierte und gleichzeitig Vishnu, den Großzügigen, den Erhalter der Welt, um Hilfe anflehte, wie Vishnu ihm die Hilfe versagte, weil er gerade der lieblichen Lakshmi beiwohnte, und wie Aravind – ohne die Hypnose des Raubtiers zu unterbrechen – sorgenvoll die Geier beobachtete, die über ihm kreisten.

Maxi seufzte. Die Frühlingssonne schien auf das Buch, die alltäglichen Geräusche der Gracht wehten durchs gekippte Küchenfenster – Wasserplätschern, das Brummen eines Schiffsmotors,

Gesprächsfetzen in fremden Sprachen, das monotone Quäken konkurrierender Blesshühner. Ein Rundfahrtschiff passierte. Die »Waterlelie« schaukelte sanft in seinen Bugwellen, sanft schaukelte der Alkohol in Maxis Blut. Alle Fis dieser Welt, die richtigen und die falschen, die dunkelorange-farbenen und die blutroten, zerknackten zwischen den Kiefern eines Leoparden und waren ihr vollkommen egal. So egal, dass sie einen Wimpernschlag später eingeschlafen sein musste.

Als sie hochschreckte und auf die Uhr sah, war es schon ziemlich spät.

Teufel! Sie musste sich beeilen, um noch rechtzeitig zur nächsten Klavierstunde zu kommen! Sie spritzte kaltes Wasser auf ihre Wangen, schnappte sich den Fahrradschlüssel und raste los.

Der Steg knarrte unter ihren Füßen, das Holz war morsch, und ihr fiel ein, dass sie immer noch nichts unternommen hatte, um ihn zu ersetzen, obwohl sie es seit Wochen wollte. Mit einem Satz sprang sie ans Ufer, beugte sich zu ihrem Rad und sperrte die drei Schlösser auf, die es an die Straßenlaterne fixierten. In ihrem Rücken ertönten internationale Ausrufe der Begeisterung und multiples Klicken. Sie drehte sich um.

Ein Häuflein Touristen stand, hockte oder kniete am Rand der Gracht. Die Objektive ihrer Handys und Kameras hatten die Fotografierwütigen auf die »Waterlelie« gerichtet. Das war nicht weiter verwunderlich. Maxis Schiff war eine Schönheit. Ein ausgedientes Frachtschiff, auf dessen Unterbau die Vorbesitzer einen hölzernen Kubus im Fertighausstil aufgesetzt hatten. Als Maxi das Schiff gekauft hatte, war der dunkelgrüne Lack der Wände schon großteils abgeblättert. Also hatte sie die Holzbretter kurz nach ihrem Einzug abgeschliffen und frisch gestrichen, in frechem Türkis, mit erdbeerrotten Fensterrahmen. Ein echter Hingucker und zwischen all den Giebeln und schiefen Häuserfronten ein perfektes Fotomotiv für grachtenbummelnde Touristen.

An diesem Montagnachmittag wurde die Idylle jedoch noch getoppt: Rudel – er hatte seine geringelte Pyjamahose inzwischen mit psychedelisch gemusterten Boxershorts vertauscht, trug aber

nach wie vor die Gasmasken – stand auf dem Dach des Hausboots und beugte sich über die Blechbadewanne mit den kaukasischen Vergissmeinnicht. Offensichtlich war er im Badezimmer fündig geworden, denn er hielt eine Spraydose in der Hand und besprühte jedes einzelne Vergissmeinnichtblatt von oben und unten. Der Wind trug eine Duftwolke ans Ufer, die nach Tess roch, nur hundertfach verstärkt.

Maxi zuckte zusammen. Als sie genauer hinsah, hätte sie schwören können, dass sich die Farbe der Blätter noch während der Behandlung von kränklich zu todgeweiht wandelte. Als Gärtner war Rudel ein hoffnungsloser Fall. Dabei hatte Tess ihm vor Kurzem einen Ratgeber geschenkt, Maxi hatte ihr dabei geholfen, ein deutschsprachiges Exemplar aufzutreiben. Wenn sie sich recht erinnerte, hieß es »Buddhistische Gartenweisheiten« oder so ähnlich. Entweder hatte Rudel noch nicht darin gelesen oder die falschen Schlussfolgerungen gezogen. Vielleicht war das Buch auch nur esoterischer Mist, wie der ganze Horoskop- und Orakelkram, mit dem Tess sich so gern beschäftigte.

Noch während Maxi überlegte, ob sie ihm etwas Handfestes wie die Teilnahme an einem Urban-Gardening-Kurs zum Geburtstag spendieren sollte, ertönte ein Schrei. Am spitzen Kanariengelb erkannte sie, dass es ein G sein musste. Ein ersticktes Schreckens-G aus Rudels Gurgel. Sie sah, wie er seine Rechte aus der Badewanne zog, sie schüttelte. Eine cremige braune Masse klebte daran. Seine Linke riss die Gasmasken herunter, und das erstickte G ging nahtlos in eine Kaskade von schwäbischen Schimpfwörtern über, die Maxi nicht verstand. Das war auch unerheblich, denn Rudels Problem lag im wahrsten Sinn des Wortes auf der Hand.

Ginger musste der »Waterlelie« wieder einmal einen Besuch abgestattet haben. Die Nachbarskatze liebte Rudel, vielleicht weil ihr Fell so rotblond war wie sein spärlicher Flaum. Jedenfalls hatte sie seine Vergissmeinnichtpflanzung zu ihrem persönlichen Klo auserkoren.

Maxi riss sich von der Szene los, die von mindestens sechs verschiedenen Smartphones und drei bis vier Digitalkameras eingefangen wurde und schon bald in aller Herren Länder zu

bewundern sein würde. Höchste Zeit! Sie schwang sich aufs Rad und trat kräftig in die Pedale.

Aus dem Buch »Buddhistische Weisheiten für Hobbygärtner« von Döndrup Rangjung Rinpoche (deutsche Übersetzung: Adelbert Hinrichs):

*Wenn die Wurzeln nicht vertrocknet sind,
ist das Vergissmeinnicht noch nicht tot.*

3

Obwohl sie den Weg zum Vondelpark in Rekordzeit schaffte, erreichte sie die Koningslaan, an deren Ende sich die Villa der van der Eijks befand, um zehn Minuten zu spät. Zwar würde sie damit dem elfjährigen Henk, einem ähnlichen Musterschüler wie Matthijs, eine Freude machen, denn für seinesgleichen war eine um zehn Minuten verkürzte Klavierstunde eine gute Klavierstunde. Seine Mutter, die die Stunden bezahlte, sah das vermutlich anders. Freilich tat es Annika van der Eijk, der erfolgreichsten Eisschnellläuferin aller Zeiten, nicht weh, den doppelten Klavierstundentarif hinzublättern und noch einen satten Hausbesuchs-Aufschlag draufzulegen. Die ehemalige Welt- und Olympiasiegerin hatte nach Beendigung ihrer sportlichen Karriere mit einer Fitnesscenter-Kette und dem exklusiven Vertrieb von isotonischen Drinks, Diätshakes, Kohlenhydratblockern, Energy Boostern und Powerriegeln viel Geld gemacht und gehörte heute vermutlich zu den zehn reichsten Menschen der Niederlande. Trotzdem. Der Betrag, den Annika monatlich für die Klavierlektionen ihres Sohnes bezahlte, war so stattlich, dass sie dafür Pünktlichkeit, ein XXL-Paket an Geduld und überdurchschnittliches Engagement von Maxis Seite erwarten durfte.

Während Maxi die letzten Meter abstrampelte, legte sie sich also eine Ausrede zurecht. Platter Reifen? Kette herausgesprungen? Krampf im Bein? Da fiel ihr Blick auf einen weißen VW-Bus mit roten und blauen Schrägstreifen, der die Einfahrt der van der Eijks blockierte. Auf seinem Dach blinkte Blaulicht. Zwei Polizisten in Uniform wuselten herum und hantierten mit einem Absperrband. »Mach das fest, Luuk!«, rief der ältere der beiden einem nicht uniformierten jungen Mann zu.

Maxi lehnte ihr Rad an den Gartenzaun und schloss es ab. »Was ist denn hier los?«, fragte sie das bartlose Milchgesicht namens Luuk. Gleichzeitig versuchte sie, unter dem Band hindurchzuschlüpfen.

»Zutritt verboten! Gehen Sie weiter, es gibt nichts zu sehen.

Oder wohnen Sie hier? Dann muss ich Ihre Personalien aufnehmen.«

Sie schielte an dem langen Kerl vorbei und sah Männer in weißen Overalls die Villa der van der Eijks betreten. Wie ein hellhöriger Hund erwachte ihr kriminalistischer Instinkt, sprang hinter der Ofenbank hervor, nahm Witterung auf und bellte verheißungsvoll. Zugleich leuchtete vor Maxis innerem Auge ein blutroter Kristall auf wie das Echo eines farbverschobenen Fis. Es flackerte einige Augenblicke lang und begann dann zu verblassen – der letzte Versuch einer Warnung. »Hände weg!«, hätte die Illusion des Fis sagen mögen.

Da begriff Maxi. Ein Verbrechen harrte der Aufklärung, und eine höhere Macht wollte sie davon abhalten. Noch während das Trugbild verlöschte und sie der höheren Macht die Zunge herausstreckte, brütete ihr Hirn einen Plan aus. Warnung hin oder her, niemals würde eine passionierte Krimiliebhaberin wie sie so eine Gelegenheit verstreichen lassen. Sie nahm den Hund namens Instinkt an die Leine und wartete, bis die beiden Polizisten mit dem Absperrband um die Ecke verschwunden waren.

Folgende Gedanken rasten in Lichtgeschwindigkeit durch Maxis Kopf: Wenn Polizei, Kripo *und* Spurensicherung ange-rückt waren, musste ein Kapitalverbrechen passiert sein. Kein Einbruch, keine Sachbeschädigung, kein Haushaltsunfall, nein, mindestens ein schwerer Raub. Oder eine Kindesentführung. Oder gar Mord! Auf alle Fälle etwas Traumatisierendes.

Also streckte sie dem Milchgesicht, das ihr nach wie vor den Zutritt verwehrte, die Hand entgegen. Dabei starrte sie in seine blauen Strahleaugen und hielt seinen Blick fest.

»Dr. Mikulicz.« Das Lächeln, das ihre Mundwinkel nur flüchtig dehnte, hätte man als professionell bezeichnen können. Ein ähnliches Lächeln in Kombination mit einem angedeuteten Nicken hatte sie früher bei ihren Auftritten in der »Eden Bar« oder im »Grand Hotel Wien« bemüht. »Maximiliane Mikulicz. Ich bin die Notfallpsychologin, die die Staatsanwaltschaft angefordert hat.«

Kaum war die Lüge über ihre Lippen geschlüpft, tat es Maxi leid. Sie hasste Ausreden, schon von Berufs wegen. Innerlich

wand sie sich, dass sie diesen netten jungen Kriminalbeamten derart hinters Licht führen musste, tröstete sich aber damit, dass es sich um eine Notlüge handelte. Wie sonst hätte sie ins Haus gelangen sollen?

Luuk wandte sich hilfesuchend zu seinen uniformierten Kollegen um, doch die waren außer Sichtweite. »Die Psycho...? Ich meine – die Notfall...?« Die Milch seiner Wangen bekam pinkfarbene Flecke, die einem Radieschen gut zu Gesicht gestanden hätten. Unter dem Rand seiner Basecap quoll ein Schweißtropfen hervor. »Selbstverständlich!«, stammelte er. Seine Rechte zuckte zur Mütze, riss sie herunter. Mit dem Ärmel wischte er sich über die Stirn. »Entschuldigen Sie, aber bei den vielen Schaulustigen heutzutage kann man nicht vorsichtig genug sein.«

Maxi nickte huldvoll.

Beflissen hob der Jungkriminalist das Band an und ließ sie passieren. »Der Kleine ist in seinem Zimmer. Erster Stock, die letzte Tür links.«

Mit großen Schritten eilte sie weiter, bevor er es sich anders überlegen konnte. *Kindesentführung fällt also flach*, dachte sie mit einem Anflug von Erleichterung. Nicht dass es um Henks pianistische Fähigkeiten schade gewesen wäre, aber natürlich wuchsen ihr auch die faulsten Schüler ans Herz. Gerade die faulsten!

Das Gewimmel in der Villa erinnerte an einen Ameisenhaufen, in den jemand mit einem Stock hineingestochert hatte. In der Diele stritt sich ein schwitzender Dicker in einer schäbigen Lederjacke, vermutlich ein weiterer Kripobeamter, mit einem gut gebauten Kollegen. Obwohl der das Dickerchen um einen Kopf überragte, musste er sich anschnauzen lassen, bekleidete also offensichtlich einen niedrigeren Rang. Wenige Meter daneben untersuchten zwei Männer von der Spurensicherung einen blutigen Fußabdruck und fielen über einen Polizisten her, der den Abdruck angeblich verursacht hatte – mutwillig, weil er zu faul gewesen sei, in die Überstiefel aus mikroporösem PE-Laminat zu schlüpfen.

Maxi konnte die streitenden Mannen unbemerkt umschiffen und enterte die Treppe. Dort hätte sie beinahe eine dürre Frau mit Dutt umgerannt, die sie misstrauisch musterte. Maxi kannte

dieses zerknitterte Gesicht aus dem Fernsehen. Staatsanwältin Wolkenfelt, die nimmermüde Streiterin gegen das organisierte Verbrechen. Schon öffnete sich der Mund der Dame, mit der ganz offensichtlich nicht gut Kirschen essen war. »Was –«

»Dr. Mikulicz«, platzte Maxi heraus. »Die Notfallpsychologin.« Sie zog ihren laminierten Hallenbadausweis aus der Brusttasche ihrer Jeansjacke und hielt ihn so nah vor das Staatsanwältinnenantlitz, dass die Gute schon eine Lesebrille gebraucht hätte, um irgendetwas zu entziffern.

»Aber ich habe doch Wouter Stienstra persönlich angefordert!«

»Kollege Stienstra ist leider verhindert.« Maxi legte eine Extraportion Selbstbewusstsein in ihren Blick, wie es sich für eine ambitionierte und nicht mehr ganz junge Psychologin gehörte. Mit dieser geballten energetischen Kraft fixierte sie den plissierten Mund der Wolkenfelt. Der Lippenstift der Staatsanwältin leuchtete rot, er war über die von einem dunkelvioletten Konturenstift gezogenen Grenzen hinausgeflossen, in die umliegenden Fältchen hinein und hatte sogar Spuren auf den Zähnen hinterlassen. Man hätte meinen können, die Staatsanwältin habe das Mordopfer – denn ein solches gab es, da war Maxi sich inzwischen sicher – nicht nur visuell begutachtet, sondern ihre Lippen ins Opferblut getaucht und davon gekostet. Maxi schauderte. Sie riss sich zusammen. »Dürfte ich jetzt bitte ...«

»Ach so. Natürlich. Entschuldigen Sie, aber Sie sehen ja selbst, welches Chaos hier herrscht.« Damit trat die Wolkenfelt zur Seite und gab den Weg frei.

Maxi konnte ungehindert in den ersten Stock vordringen. Diesmal hielt sich ihr schlechtes Gewissen in Grenzen. Vielleicht weil die Staatsanwältin als Hardlinerin galt, die in der Wahl ihrer Mittel nicht zimperlich war, solange sie nur ans Ziel kam. Und gegen diese Mittel war Maxis Geflunker Kinderkram.

Als sie um die Ecke bog, sah sie durch die offene Tür direkt ins Schlafzimmer der van der Eijks, einen ursprünglich in kühlem Weiß gehaltenen Raum, über dem jetzt ein roter Schimmer waberte. Das Rot brüllte wie die falschen Fis von Matthijs, es protzte wie der Saft reifer Kirschen, es knallte wie die Staatsanwältinnenlippen. Und es infiltrierte Maxis Kopf und schlug sie

in seinen Bann, sodass sie den armen Henk vergaß und näher schlich.

Annika van der Eijk lag diagonal im luxuriösen Doppelbett. Sie lag auf dem Bauch, und das, was sie da trug, war kein weißes Trikot mit blassrosa Streifen, sondern ihre eigene nackte Haut, auf die jemand mit einer Peitsche eingeschlagen haben musste. Oder mit der Reitgerte, die neben ihrem grotesk verdrehten Bein lag und von deren dünnerem Ende Blut auf das Eisbärenfell am Boden tropfte. Maxi schluckte. Mit angehaltenem Atem dachte sie daran, dass sie erst vor einer Woche mit Annika gesprochen hatte. Es war um nichts Wichtiges gegangen, nur ein bisschen Small Talk bei einer Tasse Kaffee. Und jetzt lag die sympathische Mutter ihres Klavierschülers leblos vor ihr, zerschunden und mit Blut besudelt. Blutig waren die Spitzen von Annikas langem blonden Haar, blutig waren die Laken, der Hals, die Zahl Drei, die ihren Handrücken zierte. Bis zur Deckenlampe war das Blut gespritzt und bis zu den durchsichtigen Stores an den Fenstern. Sogar der Ärmel des älteren Herrn im weißen Kittel – vermutlich der Rechtsmediziner – war blutig. Behutsam zog er einen länglichen Gegenstand aus Annikas Po – vermutlich ein Thermometer. Mit gerunzelter Stirn blickte er darauf, dann schob er seine Hornbrille hoch und kritzelte etwas auf ein Blatt Papier. Zum Glück war er so beschäftigt, dass er Maxi nicht bemerkte.

In diesem Augenblick passierte etwas in ihrem Kopf. Vielleicht griffen zwei Zahnrädchen ineinander und setzten einen verborgenen Motor in Gang, vielleicht geschah auch etwas ganz anderes, wer kann das schon mit Gewissheit sagen. Jedenfalls machte es »klick«, und Maxi schlüpfte für einige Augenblicke in die Haut von Aravind Bhaduri, dem indischen Polizeieinspektor. Der Anblick der schönen Maharani, die den Tod ihres Gatten und den Verlust ihres Diamanten betrauerte, hatte ihn so tief berührt, dass er sich ohne Rücksicht auf sein eigenes Leben und obwohl er beurlaubt war, in diesen Fall, seinen siebten, verbißsen hatte. Beim Betrachten von Annikas geschundenem Körper passierte mit Maxi etwas Ähnliches. Das Schicksal der Frau, die um einige Jahre jünger war als sie, ging ihr an die Nieren. Da die Aufklärungsquote der niederländischen Polizei in Sachen Mord

vermutlich nicht halb so hoch war wie die von Aravind Bhaduri und da Maxi selbst schon genügend schlechte Erfahrungen mit der Exekutive gemacht hatte, schwor sie sich, ihren gesammelten kriminalistischen Verstand einzusetzen, um Annikas Mörder zu fassen. Das war sie Henk schuldig.

Sie zückte ihr Smartphone und hielt die gruselige Szenerie fest: den Rücken des Mordopfers, die Reitgerte, die Hand mit der Drei, die Zeichnung der Blutspritzer an der Wand. In diesem Augenblick hätte sie sich Rudels Blick gewünscht, den Blick eines professionellen Fotografen, der auf Anhieb erkannte, welche Details aus welcher Perspektive bestmöglich zur Geltung gebracht werden konnten.

Als der Arzt die Tote auf den Rücken drehte, unterdrückte Maxi ein Keuchen. Annikas Bauch und ihr Oberkörper waren von Messerstichen übersät. Eine klaffende Schnittwunde zog sich quer über den Hals. Den schlimmsten Anblick boten die Brüste der Toten mit den abgeschnittenen Nippeln. Nur ihr schneewittchenweißes Gesicht war unversehrt. Mit weit offenen Augen starrte sie ins Nirwana, die Lippen zu einem lieblichen Lächeln verzogen. Maxi zoomte Annikas Mund heran und fing das Lächeln ein. *Merkwürdig*. Als hätte die ehemalige Eiskönigin am Ende ihres Lebens nicht schlimmste Folterqualen erlebt, sondern etwas Wundervolles. Etwas beneidenswert Schönes. Maxi fotografierte auf Teufel komm raus, bis der Rechtsmediziner sich zu ihr umdrehte und sie von oben herab musterte.

»Mikulicz von der Kriminaltechnik«, log sie, um unangenehmen Fragen vorzubeugen. Und weil Frechheit siegte, fügte sie noch hinzu: »Können Sie schon etwas zur Todesursache und zum Todeszeitpunkt sagen?«

»Hat Bontekoe dich geschickt? Ich dachte, er hätte endlich kapiert, dass ich am schnellsten arbeiten kann, wenn mich niemand stört.«

»Seit wann sind wir per Du?«, fragte Maxi kühl. Respektlosigkeit hatte sie noch nie leiden können. Weder bei faulen Klavierschülern noch bei seriös bebrillten Akademikern, die kurz vor der Pensionierung standen.

Seine Antwort entging ihr. Denn im selben Moment wurde ihr

Blick auf eine Winzigkeit gelenkt, deren Wichtigkeit ihr sofort ins Auge sprang. Seit der Rechtsmediziner Annika umgedreht hatte, hing ihr rechter Arm über den Rand des Bettes hinaus, und ihr Mittelfinger zeigte nach unten, auf das blutgetränkte Eisbärenfell. Besser gesagt auf einen faustgroßen Fleck auf dem Fell. Eigentlich war es kein Fleck, sondern eine Aussparung. Die einzige Stelle, die unschuldig weiß und vom Blut der Toten verschont geblieben war. Und genau in der Mitte dieses Beinahe-Ovals lag etwas. Als Maxi näher kam, erkannte sie ein Haar. Schwarz, drahtig und kraus. Da sämtliche Familienmitglieder der van der Eijks – inklusive Meerschweinchen – mit weiß- bis rötlich blondem Seidenhaar gesegnet waren, schlug Maxis Herz höher. Sie steckte das Handy weg, fischte ein Stofftaschentuch aus ihrer Jacke und wollte den Fund damit sichern, als hinter ihr jemand aufschrie.

Was Maxi im Eifer ihrer Entdeckungsfreude völlig überhört hatte: wie das Dickerchen, das vorhin einen Untergebenen abgekanzelt hatte, treppauf gepoltet und beim Betreten des Schlafzimmers mit der Schulter gegen den Wäscheschrank gestoßen war. Erst auf seinen Schrei hin hatte sie – die Finger nach dem Haar ausgestreckt – erschrocken den Kopf gedreht und das Taschentuch fallen lassen.

Mit schmerzverzerrtem Gesicht rieb sich der Kripobeamte die Schulter, ächzte, schluckte, nahm die Brille ab und fixierte Maxi mit seinen ozeanfarbenen Augen. Augen, die sie an Griechenland erinnerten, an Santorin und seine unvergesslichen Blautöne: an die Vergissmeinnichtfarben des Himmels, die Schattierungen des Meeres von Türkis bis Lavendel, das Kobaltblau der Kuppeln von Thira. Aparte Augen, die so gar nicht in das teigige Quarkgesicht passten. Noch während Maxi in Urlaubserinnerungen schwelgte, rötete sich der Quark und verwandelte sich in wabbelndes Purpur. Wut dampfte aus jeder Pore ihres Gegenübers, schnaubende, siedende Wut. »Was fällt Ihnen ein? Was um Himmels willen tun Sie da?«, schnappte er. »Wer sind Sie überhaupt?«

»Lass gefälligst deine Kollegin in Ruhe, Bontekoe, und schrei hier nicht rum!«, schnappte der Rechtsmediziner zurück, ohne den Kripobeamten dabei anzusehen und ohne seine Tätigkeit zu

unterbrechen. Er hatte die Lider der Toten mit einer Klammer auseinandergespreizt und stach nun mit einer dünnen Nadel in ihren linken Augapfel.

»*Hoofdinspecteur* Bontekoe!«, entgegnete der dicke Kripobeamte und zog dabei die Silbe *Hoofd* ungebührlich in die Länge. Im Übrigen fiel sein Protest schwach aus. Die ärztliche Autorität schien ihn einzuschüchtern – was ihn nicht daran hinderte, sich vor Maxi aufzubauen. Er schubste sie weg, bückte sich, ergriff mit spitzen Fingern ihr Stofftaschentuch, fummelte eine Plastiktüte aus seiner Hosentasche und stopfte das Tuch hinein. Stolz schwenkte er das vermeintliche Beweisstück.

Das Haar bemerkte er nicht und trat darauf. Maxi versuchte, ihn zu warnen. Aber er ignorierte ihre Einwände, packte sie an den Schultern und schob sie hinaus. Als sie ihren Kopf drehte und auf das Stück Eisbärenfell starrte, das der ausgelatschte Beamenschuh soeben wieder freigab, war das Haar weg. Wie vom Erdboden verschluckt. Vermutlich im Labyrinth der beamteten Profilsohle gefangen.

Maxi schüttelte den Kopf. »Sie haben da etwas übersehen!«

Hoofdinspecteur Bontekoe musterte sie, als wäre sie seine Hauptverdächtige. Angesichts der Funken, die in den griechenlandblauen Augen aufblitzten, konnte sie froh sein, dass er nicht die Handschellen von seinem Gürtel löste und sie damit an sich fesselte. Aufgrund dieser rüden Behandlung warf Maxi all ihre Gewissensbisse einfach über Bord. Sie fragte sich, wie Aravind in so einer Situation reagiert hätte. Hätte er nicht um jeden Preis versucht, das Beste daraus zu machen? Die Nummer durchzuziehen und an Informationen zu kommen? Also straffte sie die Schultern und versuchte, Bontekoe ihre Notfallpsychologinnenidentität schmackhaft zu machen. »Die Staatsanwältin Wolkenfelt hat mich angefordert. Ich habe mich im Zimmer geirrt«, log sie. »Wollte mir das Taschentuch vor Mund und Nase pressen, weil mir von diesem Geruch übel wurde. Dabei ist es mir dummerweise hinuntergefallen.«

Bontekoe zögerte. Seinen zusammengezogenen Brauen war nicht zu entnehmen, ob er ihren Worten Glauben schenkte oder an Blähungen laborierte.